

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 10

Artikel: Das Tauffest : Erzählung
Autor: Odermatt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sommerabend.

Der Tag war heiß, nun weht es kühle,
 Und leise schauert es im Ried;
 Die Drossel singt ihr Abendlied
 Im Tannenwipfel an der Mühle.
 Die laute Arbeit ist verstummt,
 Die lärmenden Geschäfte schweigen.
 Nur daß noch in den Lindenzweigen
 Die nimmermüde Biene summt.

Die Wachtel sagt sie will nun schlafen,
 Und wünscht dem Landmann gute Nacht,
 Derweil der Mond am Himmel wacht, —
 Der stille Hirt bei seinen Schafen.
 Im Busch erstirbt der letzte Hauch,
 Das Huhn im Weiher ging zur Raste
 Und auf der Tanne dunklem Aste
 Die Drossel, meine Freundin, auch.

Da horch, die Vesperglocke schallte!
 Nun knie und bete, Menschenkind,
 Daß aller, die in Trauer sind,
 Der milde Vater liebe reich walte
 Und alle nehm' in seine Hut,
 Und deiner auch in Gnaden denke
 Und dir so tiefen Frieden schenke,
 Als jetzt auf diesem Tale ruht. Friedrich Wilhelm Weber.

Das Tauffest.

Erzählung von Franz Odermatt.

Der Morgen des 13. Oktober 19.. fiel den Leuten in der Spielgasse zu Kasthausen durch eine außerordentliche Lichtfülle auf. Sie waren sonst nicht so „disfisiel“, wie sie sagten, daß sie jede Veränderung in der Natur gleich wahrnahmen. Regnete es an einem Tage, stellten sie gewissenhaft fest, daß es heute regne oder geregnet hatte. Schien die Sonne, so belobten sie den Tag als schön und sonnig, sofern das Thermometer nicht höher als auf 20 Grad Celsius froh; kam sie aber höher, klagten sie über die außerordentliche Hitze und über das laue Bier. Einen Tag zwischen Sonne und Regen registrierten sie als „Mangelwetter“, denn als „mangeln“ bezeichnen sie jenen Zustand zwischen Wachen und Träumen, wobei die Lider schwer werden, zufallen, noch einmal unter einer äußern Einwirkung empor schnellen, aber unter dem eigenen Gewicht rasch wieder und sicher sich schließen.

Am 13. Oktober aber sahen sie mehr als nur den warmen Glanz der Sonne über dem Dorfe, den Wäldern und Bergen leuchten. Die klare Luft war voll einer jubelnden Freiheit, und seltsam leicht wehte sie den frühen Morgenbummlern entgegen. Die fernen schneeweißen Umrisse der Berge winkten wie süßes Zuckerzeug. Die wald- und weidebedeckten Vor-alpen standen ganz nahe, man sollte die Jäger und die Gemsen über die Klüfte jagen sehen. Ärgerlich, daß grad heute niemand jagte! Der Waldhang südlich dem Dorfe Kasthausen war rot und goldig und wieder smaragdgrün gefärbt. Wie Luntten standen die Bäume, von der Sonne nun zum Leuchten entzündet. Aber über der vergänglichen Herbstschönheit des Tages vergaßen die Kasthauser nicht die frohe Kunde, die gleich am Morgen von der Spielgasse aus von Mund zu Mund gegangen war.

Der Maler Sebastian Wangenstreich war glücklicher Vater geworden. In der Nacht hatte ihm seine liebe Frau einen frischen Bub geschenkt.

Die Nachbarinnen standen der Kunde im ersten Augenblick ungläubig verwundert gegenüber. Sie führten nämlich strenge Buch über die Besuche, welche der Storch in der Spielgasse angekündigt hatte. Nach ihrer Rechnung sollte es bei Malers noch nicht so weit sein. Immerhin begriffen sie die Freude des guten Malers. Er war ein gar guter Ehemann, seit vier Jahren verheiratet, zwei Kinder waren ihm gleich nach der Geburt gestorben. Vater und Mutter waren eben auch keine Riesen. Das dritte Kind nun endlich gesund und ein Bub! Die Freude hob in der Spielgasse schier die Fensterläden aus den Angeln.

König Frauenlob ward am Morgen von dem Gelärm der Hausglocke aus dem Schläfe gerissen.

„König Frauenlob.“ Das muß man noch sagen, wie er zu diesem Namen gekommen ist: Es lebte nämlich in Kasthausen eine Theatergesellschaft, die auf ihren alten Ruhm mit Recht stolz war. In diesem Liebhabertheater, das aus weiter Umgebung Besuch erhielt, war Rupertus, auf diesen Namen war er getauft worden, der geborene Interpret aller Herzogs- oder Königsrollen. In diesem Fache war er ein Künstler. „Jeder soll ein König“, schrieb ein begeisterter Rezensent in das durch seine scharfen Kritiken gefürchtete große Tagblatt einer nachbarlichen Stadt. Umso schwerer wog nun das Lob. Natürlich war die Gesellschaft von Kasthausen flug genug, bei der Auswahl der Aufführungswerke das große Talent ihres Mitspielers für Königsrollen in Berechnung zu ziehen. Als eine junge Richtung, die im Drama auf psychologische Wahrheit schwur und von Stoffen sprach, die dem Volksempfinden nahe stehen, es durchzusetzen vermochte, daß ein Volksstück aufs Repertoire genommen wurde, in dem die höchste Respektsperson ein einfacher Bürgermeister war, schickte Rupertus die Rolle entriistet zurück. „Er vertrage den Kuhstallgeruch nicht!“ Hin-

terher, da er sah, wie das Stück gefiel, und wie dem Bürgermeister applaudiert wurde, reute ihn die schroffe Ablehnung. Doch schwieg er still dazu, wie Weise tun, wenn sie sich auf einem Fehler ertappen.

Das war des Königstitels Ursprung und Adelsbrief. Und wie er sich in Wort und Geste auf königliche Würde verstand, so gelang ihm nicht minder mit süßen Worten und Zauberlächeln schöner Frauen Gunst zu gewinnen. In aller Ehrbarkeit, natürlich; wie hätte er sonst an dem schönen Namen eine so reine herzliche Freude empfinden können! Er genoß ja auch die Achtung der Bürger von Kasthausen, die ihn zum Gemeinderat und zum Kommandanten der Feuerwehr erkoren.

Am jenem Morgen also weckte ihn, wie gesagt, die Hausglocke zu früh aus dem Schlafe. Er sprang erschrocken aus dem Bette und dachte gleich an das Schlimmste, daß in Kasthausen ein Brand ausgebrochen sei. In diesem Gedanken stülpte er, nur mit dem Nachthemd bekleidet, den messingenen Feuerwehrhelm auf den Kopf. Und so schaute er zum Fenster hinaus. Die künstliche rote Feder, das Abzeichen seiner Charge, nickte posierlich, als der eifrige Feuerwehrmann auf die Gasse hinunterrief:

„Wo brennt's?“

Unten stand Paul Lind und wieherte wie ein Füllen. Als er endlich wieder zu Atem gekommen war, berichtete er, daß er für ein freudiges Ereignis Sturm läute: Der Maler Wangenstreich habe einen gesunden Buben erhalten.“

„Das sieht dir gleich,“ rief der Theaterspieler und zog den Kopf wie eine Schnecke ins Haus ein, und dort empfing ihn die Frau mit der Frage, was denn wieder los sei? Sie wunderte so sehr nach der Antwort, daß sie vergaß, den Mann wegen des sonderbaren Anzuges auszuschimpfen. Er erzählte getreulich. Die Frau aber begann ein Loblied anzustimmen auf die Treuherzigkeit und goldene Freundschaft Paul Linds. „Das ist ganz seinem Charakter gemäß, daß er jetzt mit der freudigen Botschaft zu allen Freunden des Malers läuft. Er vermag Tage zu opfern, im Geschäfte dringende Arbeiten liegen zu lassen, um dem nächsten einen Dienst zu leisten. Aber sage, du weißt wohl etwas — gibts nichts aus der Heirat mit dem Theresli Kuh?“

„Ich hoffe, sie kommen zusammen. Die alte Tante liegt dem Meitli in den Ohren und will's ins Kloster drängen. Paul hat schon einmal angefragt, wurde aber auf später vertröstet. Das Theresli sei noch jung und er, Paul, hieß es, müsse erst beweisen, daß er sich mit seinem jungen Geschäfte über Wasser zu halten vermöge.“

„Du, Mann, über diesen Punkt schweige lieber“, rief die Frau.

„Aber höre doch, wenn ich erzählen muß: Die alte Gule bewacht Paul auf Steg und Weg und macht aus jeder Mücke einen Elefant und erschreckt

das Theresli mit ihrem dummen Gejammer. Die Mutter Ruh aber muß auf ihre Schwester hören, denn sie hat das Geld.“

„So,“ antwortete Frau König huldvoll, „jetzt kannst du mir, Mann, den Supon hinten einknöpfen, aber nicht so grobschlächtig, hörst?“

Um dieselbe Zeit schlug auch im Hause Ruh die frohe Botschaft von der Geburt des Malerjöhnnchens ein. Theresli brachte sie zugleich mit der Milch für das Frühstück von der Straße herauf. Sie ließ die Haustüre laut ins Schloß fallen und sprang, das kleine blankglänzende Milcheimerlein in der Hand, rasch auf die Küche zu und rief: „Mutter! Agatha! wißt ihr's schon? Der Maler Sebastian Wangenstreich hat in letzter Nacht einen Buben bekommen, einen gesunden Buben!“

Theresli vergaß sich fast in der Freude über das Glück des guten Malers; Pauls Freund war er ja!

Mutter und Tante kamen aus dem Wohnzimmer gesprungen. Man sah ihren Ohren fast die Willigkeit an, eine frisch gebackene Dorfneugierde zu vernehmen.

Agatha aber legte der Freude gleich einen Radschuh unter. „Ei“, machte sie, „die Frau wird das Kind bekommen haben, nicht er. Es gäbe überhaupt nicht so viele der kleinen Schreihälse, wenn sie die Männer haben müßten. Die denken eben nicht an die Schmerzen und die Arbeit. Und die einfältigen verliebten Meitli denken auch nicht dran, die Neue und die Tränen kommen nachher.“

„Ich gönne ihm die Freude von Herzen,“ sagte Thereslis Mutter. Sie wollte Geduld haben mit der Schwester!

„Das ganze Dorf redet von dem Ereignis. Er ist halt allen Leuten Lieb, der gute Maler,“ verbesserte Theresli.

„Aber halte doch Acht! schwappelst ja die Milch aus dem Eimer in deiner verliebten Narretei! Schau doch die Spritzer der schneeweißen Milch auf deinem Rock und auf dem Boden,“ schimpfte Agatha.

Theresli trat in die Küche und während sie den Eimer in zwei Krügelein leerte, für Frühstück und Vesper, fragte die Tante weiter, wer Pathe wäre, wann sie den Prinzen taufen werden, und dergleichen Dinge, die ihr wichtig und ihrer Vorsehung anvertraut waren. „Die Taufe dürfen sie nicht lange aufschieben. Es wäre eine sündhafte Gleichgültigkeit. Zwei Kinder sind diesen Eltern bei der Geburt gestorben, das dritte wird auch kein Riese sein. Es schaue einer nur Vater und Mutter an.“

„Noch heute wollen sie taufen lassen. Pathe ist der Chorkaplan, des Malers Freund,“ antwortete Theresli Ruh.

Dann lädt er sicher auch Paul ein. Die zwei, Paul und der Chorkaplan, sind miteinander verwachsen. Hat einer eine Freude, so muß er den andern daran teilnehmen lassen,“ wußte die Mutter zu berichten. Ihr

gütig wohlwollendes Gesicht, das wie Herbstsonnenschein leuchtete, lächelte Theresli zu. Sie errötete dabei, ihr Herz wurde von einem Wärmestrahle berührt. Da fiel ihr Blick auf Agatha und sie senkte die Augen. Wenn jene ihre Liebesrührung gewahr würde, gäb's wieder ein böses Schelten. Alles hielt sie für sündhaft.

Nach einer Pause sagte Theresli: „Wenn die zwei beisammen sind, können sie alles um sich her vergessen.“

„Tät er ihm mehr zusprechen, der geistliche Herr! Das wäre eine verdienstliche Aufgabe. Gegen das geistliche Amt will ich nichts sagen, aber daneben macht er zu viel in Jubilo. Und das Glas verschmäh't er auch nicht. Und Paul, der wird am Abend wieder die Straße messen. Ich wollte nur, du sähest ihn einmal. Es ist ein erbauliches Bild,“ zischte Agatha.

Theresli schaute die Tante feindselig an. Aber in ihren Blicken war ein Ausdruck der Furchtsamkeit. Das Mädchen war zum Kampfe ungeübt und nicht gerüstet.

„Wegen einmal,“ rief sie. „Aus diesem einmal machst du hundertmal! Bei der Sängerschaft zum Schillerstein hat man ihn gesehen. Das ist das einzigemal. Aber du machst aus jeder Mücke einen Elephanten.“

„Und dich macht die Liebe blind! Bei der Sängerschaft las er nicht den ersten Schwips auf, und seither hat ihn wieder mancher neue links und rechts auf die Seite gezogen.“

„Das ist nicht wahr, oder sage mir, wann und wo,“ rief Theresli.

„Meinst du, ich führe Buch darüber? Das wird selbst einmal seiner Frau, wenn einst eine das Unglück hat, es zu werden, zu viel Arbeit geben!“

„Glaubst du?“ — zweifelte Theresli. — „In deinem Kopfe malt sich viel mehr, als sich im Dorfe zuträgt.“

Agatha ließ für sich ihren Sessel in der Fensternische antworten. Er krächzte wehleidig, als die Jungfer ihren frommen Leib auf's Polster setzte. Theresli ward inne, daß die Tante beleidigt war; sie dachte eine Weile an den Schmerz, den jene litt und bereute mit ganzer Seele ihre spizen Worte. Je länger sie daran dachte, desto mehr setzte sie sich ins Unrecht. Sie zählte die Tugenden der Tante auf, ihre Frömmigkeit, ihre Klugheit und Stärke. In dem Maße, wie sie jene emporhob und sich vor ihr erniedrigte, sank sie tiefer in ihren Menschenarmseligkeit. So verlor sie allmählig und immer sicherer die Zweifel an Agathas Worten, und verlor ihren eigenen Weg.

Theresli und Agatha strickten. Jede der Frauen saß in einer der tiefen Fensternischen des alten Hauses. Sie strickten Strümpfe für die Mission in der Diaspora. Diese Arbeit brachte Theresli noch mehr in die

Stimmung entsagender Andacht, während Agatha die Gottwohlgefälligkeit ihres Tagewerkes erwog, und dabei dergestalt in die Höhe und Breite wuchs, daß sie außer sich auf weiten Strecken niemand mehr erkannte. Plötzlich schaute Theresli von der Arbeit auf zur Tante hinüber. Ihr war das Herz schwer und Agatha strickte drauf los, als gält's das Himmelreich. „Wie war die Tante glücklich in ihrer rauhen Weltlichkeit“, dachte Theresli.

Das Gefühl der Armseligkeit quoll neuerdings aus ihr herauf und füllte ihr die Augen mit Tränen.

„Agatha, — Agatha! — Ist es wahr? Er trinkt, sagst du?“

Die Stricknadeln trieben das verliebte Spiel des Schnäbelwegens weiter, nur noch rascher, fast stürmisch. Theresli fragte nicht mehr, denn sie fürchtete die Antwort. Ein „Ja“ würde sie mit sieben Messern verwunden.

„In Gott's Namen,“ wollte sie sich ergeben. Sie war eben nur ein Fläumlein in der Luft. Für die Ehe nicht geschaffen? Für's Kloster? — Der alte Gedanke und Agatha's Wunsch. Die Mutter hatte ihr geantwortet: „Erwäg's wohl. Ich rate dir nicht dazu, rate dir nicht davon ab, aber denke dran: Es währt lang.“ Theresli lauschte ihm heute länger, dem Leben ohne Schmerz und Lust, ohne Höhen und Tiefen. Und hatte sie früher vor der unbewegten Ruhe Angst empfunden, so gaukelten ihr nun die Sinne hinter den weltverschlossenen Mauern ein stilles Glück vor.

Allmählig aber wurden ihre Gedanken von der einfachen Arbeit angezogen. Eine Masche war ihr entglitten. Sie mußte sie durch drei Strickreihen hindurch nachholen.

Das war langweilig, die Gedanken ent schlüpften ihr wie Fischlein aus einem weiten Netz, eine schwere Schläfrigkeit übermannte sie. Da kam von der Straße her ein Geräusch an ihr Ohr, und sie schlug die Augen groß auf. Da sah sie den Tag hell und sonnig vor sich und mit der schönen Wirklichkeit der Dinge kamen andere Gedanken zu Theresli.

„Sitzen sie schon beisammen im Chorkaplanenhäuschen an der Halde hinter der Kirche? Der glückliche Vater, der lustige Pate, sein Freund Paul Lind, und wen der Pate sonst noch zum Tauffchmaus einlädt? Wer mag die Patin sein?“

Theresli denkt daran, das müsse schön sein: Mit dem Kranz im Haar, das Büblein auf den Armen vor dem Tauffstein zu knien. Und schön war's auch nachher in der lustigen Gesellschaft.

Sie erhob sich. Die biegsame schlanke Gestalt stand am Fenster und spähte hinaus. Der Gedanke an Paul Lind besonnte ihr den Weg.

*

Der Junge hatte des Vaters Namen Sebastianus erhalten. Der Pate wollte ihn Gotthold taufen, und der zum Feste eingeladene König

Frauenlob schlug für das Knäblein den königlichen Namen Ludwig vor. Heilige hab's genug mit diesem Namen, ein Märtyrer wäre auch Ludwig der 16., den er im Theater so schön gespielt. Paul Lind fragte, warum der Name Iodokus, der Fürsprecher aller unglücklich Liebenden, ganz außer Mode gekommen sei; käm's ihm zu, würde er diesen Heiligen empfehlen. Der Chorkaplan lachte ihn für den Einfall aus, die Heiligen verstünden nichts von Liebe, er solle sich doch von Freund Frauenlob Unterricht geben lassen.

Also fröhlich unterhielt sich die Gesellschaft beim Tauffchmause, den die redselige Schwester des Chorkaplans, seine Haushälterin, in dem alten, hübschen Häuschen bereitet hatte. Der Vater war in all seinem Glücke der Wirklichkeitssicherste von allen. Die Freude über die Geburt seines Kindes machte ihn nicht fliegen; er war vielmehr voll einer schweren Besetztheit, wie der Besitz sie zu geben vermag.

Als Patin des Kindes saß die jüngere Schwester der Mutter am Tische. Sie war schön und zart wie Märzenblust, trug ein weißes Kleid und einen Lilienfranz im blonden Haar. Zur Rechten saß ihr der Pate, zur Linken König Frauenlob, gegenüber Paul Lind. Jener verneigte sich artig gegen das holde Wesen und führte sich bei ihm mit einem zuckersüßen Dichterspruch ein; er hatte solcher alle Rockärmel voll. Er nahm ihren Arm und deklamirte:

„O, liebe Hand, so göttergleich,
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.“

Das Mädchen war nicht faul und antwortete: „Ihr redet, man könnte die Worte statt Butter auf Brot streichen. Zu einem armen Bäuerlein gäbt ihr einen commoden Knecht.“ Aber sie errötete ob ihrer fecken Rede doch wie ein Apfelbaum und rückte, indem sie weiter über das Gesagte nachdachte, gemach von König Frauenlob hinweg.

„Schöne Patin,“ sagte Frauenlob, „es geschieht euch nichts bei mir. Aber jener, welcher dort drüben sitzt, erträgt zurzeit das Feuer nicht.“

„Das glaubst du, weil du zu erkalten beginnst,“ zischelte Paul Lind.

„Was, was?“ rief der vierte am Tische, Doktor phil. Herbert Heimen, ein gelehrtes Haus. Seine landesgeschichtlichen und kunsthistorischen Arbeiten genossen großen Ruf. Fünfzehn Jahre lang hatte er an die alten Mythen der landläufigen Geschichtsauffassung die Sonde streng wissenschaftlicher Forschung und Kritik angelegt. Man sagte boshaft von ihm, er, der noch Junggeselle war, würde auch als Freier mit der nämlichen minutiösen Zweifelsucht zu Werke gehen, wie bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten.

Doktor Heimen räusperte sich. Die Zigarre, zum dritten Male angezündet, war ihm wieder ausgegangen. Verdammtes Malheur! Jetzt

streifte er die Nische an der seidenen Spitzenmanschette der schönen Patin ab. „Pardon, pardon“ rief der erschrockene Doktor und putzte mit seiner Serviette den bestaubten Ärmel. Die Hand des Mädchens hielt er mit seiner Linken fest und fragte ein über das andere mal: „Es macht doch nichts; ich glaube, man sieht es gar nicht!“ Die schöne Patin errötete unter dem reuigen Eifer und suchte ihre Hand aus jener des Doktors frei zu bekommen. Als er dem Mädchen unversehens ins Gesicht blickte und seine holdselige Verwirrung sah, erschrak er fast noch mehr über dem Gedanken, er möchte am Ende gar einen Brand in ihrem Herzen entfacht haben, und das wäre ihm dreimal mehr leid, als der kleine Schaden an dem Kleide. Er überließ nun, nicht zum Nachteil der Sache, die Reinigung des Spitzenärmels den zarteren Händen der Jungfrau, und steckte die Zigarre wieder in Brand, wozu er zwei Streichhölzer bedurfte. Zurückgelehnt in seinen Sessel, den er vom Tische weit zurückgeschoben hatte, das rechte Bein über das linke geschlagen, so verteidigte er gegen den stillen Maler und den Chorkaplan die moderne Malerei. Der Doktor hatte diesen Stoff etwas willkürlich ins Gespräch hineingerissen. Da war er auf seinem Gebiet. Sein Vortrag nahm die Tischgesellschaft wie ein Strom mit sich fort, er sprudelte, sprühte, wie ein kreiselnder Trichter wandte er seine Gedanken, holte sie aus der Tiefe seines Wissens und ließ sie spielen. Dabei leuchteten seine Augen und die Stirne.

Der junge Vater und Maler gehörte nicht zu dieser Kunstrichtung. Der Chorkaplan tat gerne den Glauben erwecken, daß er auch auf andern Gebieten der Kunst, nicht nur auf jenem der Musik, Bescheid wisse. Er rief daher einigemal in die Rede des Doktors hinein, ohne daß jener es hörte:

„Aber die Banknoten, die Banknoten, sind doch abscheulich!“ Dann nahm er die Flasche zur Hand und ging damit von Gast zu Gast, von Glas zu Glas, und da ward es ihm nun leichter, sich Gehör zu verschaffen.

„Es ist mir heute bei der Taufe die Erinnerung an Segantini's großes Werk, an sein Triptychon „Werden, Sein und Vergehen“ mächtig aufgestiegen. Du mußt verzeihen, Chorkaplan, die Symbolik dieser Bilder hat mich ganz vom Religiösen der Taufhandlung abgezogen. Sie war eben mächtiger. Die Beziehungen sind ja vorhanden. Ich hatte das Gefühl, ich stehe unter dem gedämpften Licht in dem kapellenartigen Rundbau des Segantini-Museums in St. Moritz und ließ mich von der großartigen Synthese dieser Bilder tragen, während du betetest. Es war ein wirklich andächtiges Gefühl. Vielleicht nicht im Sinne, wie's du verstehst. Aber ich sah dabei weiter und tiefer ins Leben hinein, als auf dem Morteratschgletscher oder bei der Lektüre eines philosophischen Werkes. Ein grandioser Stoff, wunderbar behandelt! — Die Urkraft der Natur in der

Zeugung, Kraft und Vernichtung ihrer Wesen mit dem Pinsel dargestellt. Die Stimmung des Morgens über dem „Werden“. Man wird nicht fertig, das Bild auszudeuten nach der künstlerischen, wie nach der philosophischen Seite. Dann das heiß dürstende in „Sein“ und das Auslöschen der Fackel in „Vergehen“. Ein Tourist, der im Gebirge von einem Schneesturm plötzlich überrascht wird, empfindet die Vergänglichkeit nicht schärfer, als ich sie vor diesem Bilde empfunden habe. Nicht tröstlich, aber groß. Das Gefühl, daß der Mensch in der ewigen Natur wie ein Hauch vorübergeht, bleibt zurück.

Der Doktor schwieg plötzlich. Er warf den Rest der längst wieder erloschenen Zigarre in den Aschenbecher.

„Es ist wahr. Die Philosophie Segantini's drückt,“ sagte der Maler bedauernd.

„Aber er hat sie großartig dargestellt,“ erwiderte der Doktor begeistert. „Und es kommt wieder ein Frühling. Das Erstarrte erhält nicht mehr Wärme, aber sein Same bricht auf und blüht. Und auch das Werk, das das Leben im Sommer geschaffen, lebt.“

„Ja, es lebe!“ rief König Frauenlob. Er erhob sein Glas, stieß es an das des Malers, ein Sonnenstrahl funkelte im Rotwein, ein paar Tropfen überschwappten aufs Tisch Tuch.

„So schäume heute unsere Freude und das Leben über,“ rief König Frauenlob.

„Es lebe der junge Vater und sein Sproß, der Läufling,“ stimmten Alle ein. „Er lebe, er lebe hoch!“

Das war der erste Zug an der Glocke Fröhlichkeit.

„Das mußt du aber wissen, Doktor,“ sagte der Chorkaplan. „Alein, hätte dir nicht der König geholfen, wärst du nicht an diesem schönen Ufer gelandet. Ohne auf eine Antwort zu hören, setzte er sich ans Klavier und spielte. Paul Lind sang mit seiner tiefen, warmen Barritonstimme die alten sentimentalen Lieder von Liebe und Tod und Trennung. Die bleiche schöne Patin schaute mit unschuldigen und kindlich verwunderten Augen auf den Sänger und dieser senkte manchmal seine Blicke auf das Madonnengesicht des zarten Mädchens nieder, und dann ward seine Stimme noch weicher, die Innigkeit des Tones wärmte die Herzen, die fremden und sein eigenes, daß sie der Liebe die Türen weit öffneten.

König Frauenlob aber stimmte sein Lieblingslied an: „Ich bin so gern daheim in meiner stillen Klausel.“ Wo er in einer Gesellschaft war, mußte dieses Lied gesungen werden. Wenn die Zeit spät geworden war, die Flaschen nicht mehr gezählt wurden, da wiegte er sich mit diesem Liede in eine selige Heimwehstimmung hinein. König Frauenlob. Er spielte die Rolle nur auf dem Theater, nicht in seinem Hause. In seiner Seele

war eine tiefe Sehnsucht nach dem Glück des heimischen Herdes, das er nicht besaß. Aber zu träumen von diesem Glück, hörte er nicht auf.

Also sangen sie alle fünf. „Ein herzig Kind, ein braves Weib, das ist mein Himmel auf der Erden.“

Plötzlich bemerkte der Chorkaplan, daß der Gesang schwach wurde. Frauenlob schluckte und schnupperte wie ein gurgelndes Wasser und aus den Augen des Malers tropften die Tränen auf den Tisch, aber um seine Züge spielte der Sonnenschein eines kunderseligen Glückes.

Auf einmal erhob er sich. „Ich muß heim. Einen Augenblick muß ich mich erkundigen, ob alles wohl sei zu Hause. Dann lief er fort.

Der Gastgeber füllte die Gläser nach, füllte sie über den Rand hinaus, und war die Flasche leer, rief er mit Donnerstimme nach der Schwester. Sie hatte aber nimmer so sehr Eile wie am Anfang des Festes.

Indessen wartete die Gesellschaft auf den Maler. Es ward stille, als ob das Gefühlsleben des Abwesenden die Seelen der Zurückgebliebenen mit unsichtbaren Schwingungen berühre. Paul Lind nippte und nippte am Glase, stellte es jedesmal auf einen andern Platz des Tisches, auf dem er mit den feuchten Standringen eine ineinandergreifende Kette zeichnete.

„Dir fehlt was, Paul! Sei lustig und offen zu uns. Es soll heute keiner aus seinem Herzen eine Mördergrube machen,“ redete ihn der Kaplan an, als er wieder mit der vollen Flasche Umgang hielt.

„Wenn ich dich früge, und du offen antworten müßtest — was käme da an den Tag?“

„Willst du sagen, es fehle uns Beiden das Gleiche, ein liebes Fraueli? Du kannst es noch finden, mir ist es verwehrt. Aber das zu bekennen, schäme ich mich nicht: Es gibt auch Zeiten, wo ich warm bekomme unter der Kutte. Ist es nicht göttlich: Das Glück unseres Freundes Sebastian?“

„Er verdient es auch. So ein guter Mensch ist er,“ sagte das Mädchen schüchtern.

Paul Lind schlug auf den Tisch. „Er verdient sein Glück. Warum soll ich es nicht verdienen?“

„Mein guter Paul. Sinniere dich nicht in eine Wehmuthstimmung hinein. Nur das nicht. Mut, sage ich. Das Theresli hat dich halt doch gerne, und es kommt noch alles in die rechten Wege. Ein brav's, herzig's Fraueli und verständig, wenn ihr einmal die Mücken der Agatha aus dem Kopf verflogen sind. Wirft sehen: Das kommt alles von selbst.“

Paul Lind schaute den Kaplan mit Blicken an, die fragten: „Woher weißt du das?“

Und er erhielt aus dem lustigen Zinkern der runden Auglein, aus dem vollen, warm geröteten Gesicht ohne Worte die sichere Verheißung: „Dem Mutigen gehört die Welt.“

Unterdessen war der Maler wieder zurückgekommen. Er glänzte wie ein Christbaum und jubelte wie ein Auferstehungschor. Die Gesellschaft schwieg und hörte ihm zu, wie er von den klaren Augen seines Kindes sprach und von dem leisen, blassen Lächeln seiner Frau. Paul Lind hatte Mund, Augen und Ohren offen für die Glücksausprägungen seines Freundes. Er trank davon wie Wasser und bekam nie genug, nur brennender ward die heiße schamhaft schüchterne Liebe zu Theresli Ruh in ihm. Dann nahm er wieder einen Schluck des kühlen Weines zu sich.

Wenn er dem Mädchen nur seine Liebe gestehen dürfte. Noch einmal, diesmal glücklicher als damals, da sie stotternd Nein sagte und ihn aus dem Himmel stürzte. Aber er hatte so unglücklich begonnen.

Heute, gleich im Augenblick besäße er die Kraft dazu . . . Dann zauderte er doch wieder. Noch ein Glas, das gibt Kraft! Und er fühlte, wie sie wuchs.

„Ein erschrockener Heiliger ist im Himmel nicht sicher,“ warf der Gastgeber fest hin, als er Paul wieder das Glas füllte. Auch die kleine, schöne Patin wollte zeigen, daß sie den tiefen Sinn der Rede verstehe: „Jünger kommt ihr nicht mehr dazu. Und zum Glück zu kommen, darf man keinen Tag versäumen.“

„Zu was?“ plakte Paul heraus.

„Zu dem, was ihr sucht. Es steht euch parat, ich weiß es; alle Leute sagen das gleiche. Ihr müßt nur herzhaft zugreifen, wie der Herr es gemeint hat: Die erschrockenen Heiligen sind im Himmel noch ängstlich?“

„Wenn du mir Glück prophezeist, kleine Unschuld! Hast heute schon dem schreienden Menschlein gesagt, es werde ein rechtschaffener Christ“ —

Plötzlich erhob sich Paul geräuschvoll. Ein mutiges Feuer war in seinen Augen.

„Ihr entschuldigt einen Augenblick. In einer halben Stunde bin ich wieder da.“

„Aber austrinken,“ befahl der Gastgeber.

Er leerte das Glas und war fort.

Die Freunde rieten hin und her, was ihn so plötzlich angefliegen wäre. Auch der Kaplan wußte nichts Bestimmtes. Nach einer Weile aber sagte er: „Er wird doch nicht den verrückten Einfall haben, dem Theresli jetzt eine Liebeserklärung zu machen. Setzt in dieser Verfassung! Das schlägt dem Faß den Boden aus, denn er hat doch ziemlich schief geladen. Das krave Theresli aber, dem die Tante ohnedies mit dem „Trinker“ den Kopf sturm macht, bekommt vor nichts auf der Welt so sicher den Verleider, als vor einem, der mit schwerer Zunge sagt: „Theresli, willst du mich?“ Da sagt es sicher rundweg Nein.“

„Jesús Maria und Sanft Josef! Das wäre ein Unglück für beide,“ rief die schöne Patin.

„Was soll ich machen? Ratet mir. Es ist mir angst und bange. Wenn er eine Dummheit macht, ist sie nicht mehr zu flicken. Und ich und ihr seid alle nicht unschuldig daran.“

„Laufe ihm einer nach, vielleicht erwischt er ihn, eh's geschehen ist,“ lautete Königs Frauenlobs wohlwogener Rat.

„Lauf g'schwind!“

Frauenlob fühlte, daß ihn seine Beine nicht mehr sicher trugen.

„Das ist leicht gesagt. Geh du!“

Da machte sich der Maler auf die Füße. Aber draußen vor der Haustüre fiel ihm Paul Lind in die Arme und sah aus, als käme er aus der andern Welt herüber.

Drinne in der Stube bekam er wieder Farbe. Da schlug er mit einer Faust auf den Tisch und rief: „Da habt ihr ihn wieder, den Esel. Zieht ihn wieder auf. Nein, mich macht ihr nicht mehr scharf! Zum Narren macht ihr mich einmal, aber dann merk ich's!“

Ein unheimliches Feuer brannte in seinen Augen. Er war wild, hämmerte auf den Tisch, die vollen Gläser schwappelten und das weiße Tischtuch färbte sich vom Weine rot. Die kleine Patin schüttelte rasch das Salzgeschirr über die roten Flecken, „damit s'nicht abfärbt,“ sagte sie.

Dann wurde Paul ruhig. Er redete nicht mehr, trank nicht, und hochte wie ein Stein auf dem Sessel. Es wurde langweilig in der Gesellschaft.

Die Patin machte nun Anstalten zum Aufbruch. Das Fest war wie ein silberner Faden entzweigerissen und niemand fand die Enden, um sie wieder zu knüpfen. Der Chorkaplan legte der Kleinen den Mantel um, sie ward verabschiedet. Paul aber rührte sich nicht, bis das Mägdelein ihm die kleine weiße Hand hinhielt und zu ihm sagte: „Adiö, Herr Lind, leben Sie wohl.“ Da fuhr er jäh auf, ergriff ihre Hand lässig und antwortete verschlafen: „Adiö“. — Dann aber fügte er bissig hinzu: „Wenn der Kleine das christliche Leben nicht sicherer hat, als ich mein Glück, steckt wenig hinter dem heutigen Fest.“

Dann brach auch der Maler auf, über die Bemerkung Paul Linds gekränkt. Die letzten Bier der lustigen Runde blieben noch eine halbe Stunde sitzen, aber ohne Sang und Gläserklang. Und da vernahmen sie auch von Paul, was ihm geschehen war. Die würdige Feierlichkeit der Kindstaupe, das strahlende Vaterglück des Malers und das unschuldig sonnige Wesen der kleinen Patin hatten in ihm eine Feuersbrunst von Sehnsucht nach Gatten- und Vaterglück entzündet, in der er die lange gesuchte Kraft fand, beim Theresli anzuhalten. Er wollte die Stimmung und den

Augenblick nützen. Eine verrückte Idee sei's halt gewesen. Das Theresli habe geweint und gesagt: „Kommst du so, Paul? Du hast ja deine Zunge nicht mehr in Gewalt, mich wundert nur, daß du grad über die Stiege hinaufgekommen bist. Nein, so will ich dich nicht, Ei, Jesus Maria, ist es also wahr!“

Ich muß ein dumm-einfältiges Gesicht zu ihrem Klagen gemacht haben, das sie noch mehr aufbrachte. Und plötzlich rief sie: „Geh' und komm nicht wieder!“ Das Wort brachte mich plötzlich zur Besinnung und wie ich als ein Wundgeschlagener, Reuiger, zur Türe hinauszwanke, sah ich den Schmerz in ihr und vor mir den Abgrund. Ich war aus dem Himmel gefallen. Wem das Glück nicht gegeben ist, der sollte nicht geboren worden sein. Den Spektakel, den wir bei einer Geburt und Taufe machen, ist das Leben nicht wert.“

„Papperlapapa!“ machte der Chorkaplan. „Das sind Flausen, Paul, die vergehen wieder wie das Sonnengespinnt im Herbst. Was geschehen ist, ändern wir doch nicht mehr. Sehe ich einen Witwer, der beim Tod seiner Frau weint, daß man unter den Tränen ein Leintuch ausringen könnte, merke ich mir den Mann und bin sicher, daß er, sobald ein Jahr um ist, mit einer zweiten Frau zum Pfarrer kommt. — Aber jetzt fort mit diesen Gedanken! Wir schließen die Bude und gehen in die Krone zum Bier. Harundeins, machen wir das.“

Er hing den schweren Hausschlüssel vom Nagel los und schritt, den Schlüssel wie eine Standarte hochhaltend, zur Türe. Die drei Freunde folgten willig, von der Kraft seiner Fröhlichkeit angezogen. Aber vor dem Wirtshause riß Paul aus. Der Kaplan packte ihn beim Armel, König Frauenlob faßte auf der anderen Seite an, und so schleppten sie den Widerspenstigen ins Haus, dessen Türe offen stand. In der kleinen Stammtischgesellschaft erhielt der Chorkaplan gleich wieder das Wort, und er, der in einer Stunde hundert Einfälle hatte, redete und sang und dachte nicht mehr daran, daß er heute Pate gestanden und ein Fest gegeben habe, wobei einer verunglückt war. Sie saßen noch da, als um elf Uhr die kleine energische Aufwärterin die Stühle auf den Tisch zu setzen begann.

Der Doktor protestierte heftig und konstatierte mit der Uhr in der Hand, daß zur Polizeistunde noch fünf Minuten fehlen.

Aber Paul Lind, der während zwei Stunden schweigend dageessen war, erhob sich und sagte: „Schon heute hat mir eine die Türe gewiesen. Nun macht's die zweite nicht minder deutlich. Ich füge mich.“

Der Himmel war hell von Sternen, aber über dem Dorfe lag die Nacht schwerdunkel und ruhsam. Als die vier Genossen nebeneinander die Straße durchliefen, ohne Ziel auf dem Wege, welcher grad vor ihnen

lag, empfanden sie die geheimnisvolle Tiefe der Nacht. Weil sie das Sichtbare, das oft täuscht, verbirgt, suchten sie, von der Dunkelheit fast dazu gedrängt, nach dem Unsichtbaren und Seelischen. In dieser Verfassung fanden sie nun ein tieferes Verständnis für das Unglück Paul Linds. Der Doktor packte ihn am Arm und sagte gerührt: „In einer andern Art teile ich dein Schicksal. Uns beide flieht die Liebe. Die deine ist persönlich, die meine ist ein holdes Ideal, nicht erreichbar.“

Plötzlich standen sie, ohne daß einer daran gedacht hatte, vor dem Hause, in welchem das Theresli wohnte. Ihre Stube hatte noch Licht. Aus dem Fenster floß der Lampenschimmer über die Vortreppe hin. Der Chorkaplan sprang leicht hinauf, reckte und streckte sich wie ein Bohnenschoß an der Stange.

„Was siehst du?“ rief Frauenlob mit verhaltener Stimme und drängte sich an den Kaplan heran, bekam aber nur ein Stück des weißen Lüllvorhanges und hinter ihm den Schatten eines Frauenkopfes zu sehen. Mit einem kühnen Satz stand er wieder auf der Straße. Er hatte eine Idee: Neben an hatte der Maler Weltherr seine Werkstätte. Da war sicher eine Leiter zu finden. Er hatte richtig kalkuliert: die Leiter war da, Frauenlob stellte sie unter das beleuchtete Fenster und stieg auf.

„Ich finde das unwürdig für uns. Das machen Baueruburschen,“ sagte der Doktor entrüstet und trat zur Seite. Er lehnte neben Paul Lind am hölzernen Gartenzaun, wunderte aber doch auf den Bericht des Lauschers.

„Aber meinst du, bricht die Leiter nicht?“ Frauenlob war in Todesangst. Aber noch stärker war seine Neugierde.

„Still, still, sonst löscht sie das Licht, wenn sie ein Geräusch vernimmt.“

„Die Leiter knirscht... Sage, schäkest du sie stark genug für mein Gewicht? neunzig Kilo; das zieht nicht jeder Schwab. — Ja, wenn es eine Feuerwehrlleiter wäre, stiege ich ohne Herzklopfen in den 3. Stock.“

„Halt doch still in Gottsnamen.“

Theresli saß am Tische und nähte ein Gewand. Was war es doch ein merkwürdiges Kleid, an dem sie nähte? Vor ihr lag eine Fülle weichen faltigen schwarzen Stoffes, der sich unter den weißen nervösen Händen der Näherin gleich einer dunklen Wolke haufte. „Ja, was nähte sie denn?“

König Frauenlob wehrte sich gegen den Gedanken. Allein, er mußte seinen eigenen Augen doch glauben. Sie nähte an einem Nonnenschleier!

Theresli Ruh schluckte das Armseligkeitsgefühl, das eben in ihr aufsteigen wollte, tapfer und trotzig hinunter. Trug sie einmal das Gewand, war sie hinter den Klostermauern vor den Blicken und bösen Worten der Kasthauser sicher, kam das Genügen des Herzens von selbst. Und sie

zog entschlossen den kleinen roten Mund zusammen, hob die dunklen Augenbrauen, daß sie sich sträubten wie ein Vögelein, das gegen den Sturm fliegt. Während sie mit großen Mühen den weißen Fadenschlag aufnähte, fiel ihr plötzlich, im Licht glänzend, eine Träne aus dem Auge; das weiße Kügelein ward von der schwarzen Wolke aufgesogen. Nun nahm sie die Haube vom Tische und von dem schwarzen Trauertuch lagen nur mehr ein paar Abschnitte dort neben der großen, das Gefäß gierig öffnenden Schere. Theresli probierte den Schleier, aber ohne daß sie in einen Spiegel sah.

„Die ist reif für's Kloster. Eine, die ohne Spiegel eine Haube probieren kann“, flüsterte der Chorkaplan.

Aber das Kleid wollte zu dem Haarknoten nicht passen. Nun löste sie diesen, das Haar floß in goldenen Strähnen über ihren Nacken. Und auf dem Tische lag die große offene Schere. König Frauenlob bekannte nachher, er habe bei dem Anblick ein Reißen und Zucken der Nerven verspürt, wie es einem wäre, der zusehen müßte, wie ein Raubtier über einen wehrlosen Menschen herfällt. Aber die Sorge um den lieben Leib gebot ihm, sich auf der wackeligen Leiter still zu verhalten. Aber der Chorkaplan verlor bei der Schilderung alle Geduld und gute Laune. Er schwang die Arme und rief: „Mit Haar und Ohren sollte man dich schütteln, Paul. Eine verrückte, halbsbrecherische Idee war das doch, das schüchterne Vögelein mit einer vom Wein schweren Zunge zum Heiraten zu fragen! Wärs't du mir nicht so ein lieber Kerl, ich könnte dich erwürgen. So aufgebracht bin ich, weil du dein Glück mit eigener Hand zer schlagen hast. Das war Wasser auf die Mühle der vertrockneten Tante. Die hat, als sie jung war, die Männer doch auch nicht gescheut.“

„Es ist, wie es ist. Beruhige dich. Es mußte halt so kommen,“ antwortete Paul Lind in fatalistischer Ergebung.

„Nein, einen Schaden sucht man auszubessern!“ entgegnete der Kaplan. Es war ihm leid, schwer leid, weil er sich der Mitschuld an dem Unglück anklagen mußte. Und er fühlte auch die Verpflichtung, zu retten, was zu retten war.

„Ich selber will ihr zureden. Ich will ihr sagen, daß es eine elende Lüge sei, wenn gesagt wird, Paul sitze viel im Wirtshaus. Ich weiß gewiß, das Theresli nimmt Vernunft an, wenn ihr der Sachverhalt richtig erklärt wird.“

Die Hausglocke schrillte laut durch alle Räume des Hauses und über die Gasse hin. In diesem Augenblicke erlosch das Licht. Die vor dem Hause Laufenden standen plötzlich im Dunkel der Nacht.

Nun machten sie einander Vorwürfe: „du hast sie erschreckt. Jetzt ist alles verloren, da sie weiß, daß sie in ihrem Tun beobachtet worden ist.“



Kühe an der Tränke. Nach einem Gemälde von R. Koller.

Paul mahnte zur Ruhe. „Streitet doch nicht um Etwas, das nicht besteht: Für mich ist das Kräutlein Glück nicht gewachsen.“

„Also gehen wir lieber nach Hause. Sonst begegnen wir noch einem dritten Unglück,“ sagte der Doktor. Er schritt voran. Die andern folgten ihm. Nach einer Weile aber plakte König Frauenlob los: „Muß sie jetzt das herrliche goldblonde Haar sich abschneiden lassen? Es ist weicher als Flaum, glänzender als Seide, linder als ein Maitag. — Sage Bruderherz: gibt es kein Mittel?“

„Wenn sie ins Kloster will, darf sie das Haar nicht behalten,“ antwortete der Kaplan.

„Aber es ist Tyrannei, eine Sünde gegen die Natur,“ eiferte Frauenlob.

„Einem Gott kann man nur opfern“

„Sagt der Marquis in Don Carlos,“ fiel König ein. „Diese Rolle bleibt immer eine meiner Glanzleistungen.“

Das Citat entführte ihn in seine Phantasiwelt. Darin vergaß er des schönen Haares der Theresli Ruh. Er lächelte still für sich und schritt mit der Gebärde des souveränen Gestalters des Lebens den Genossen voran.

„Pardon.“ — Vor ihm stand eine zweite Gestalt, mit der er in der Dunkelheit zusammengeprallt war.

Bist du's, Sebastianus, Bruderherz. Salü! — Treffen wir uns unter den Sternen.“

Die im zweiten Glied erkannten die Lage, traten rasch hervor und der Doktor fragte: „Ist etwas nicht in Ordnung bei dir?“

Der Maler seufzte: „Mein Bubi ist mir eben gestorben. Wahrscheinlich hat das Herz nicht richtig funktioniert. Der Arzt konnte nicht helfen. Ich habe ihn eben nach Hause begleitet. Wie nahe ist doch Werden, Sein und Sterben und Freud und Schmerz in der Welt nebeneinander. Doktor, du hast heute morgen von den drei Bildern Segantinis gesprochen. Mir sind sie jetzt in eins zusammengeschmolzen. Ich darf nicht daran denken: es ist zu schmerzlich. Am Morgen war ich wie ein Vogel, sang in den Lüften, denn mein Glück gab mir Flügel. Und am Abend bin ich ein Schatten, dem das Leben in der Hand zerrinnt.“

Des Malers Freunde standen verwirrt, beklommen und ratlos auf der Straße unter dem blinzelnden Funkeln der Sterne. Der Chorkaplan suchte nach einem Trostwörtlein, zerkaute es einigemal im Munde, sagte dann „Unglücklich, unglücklich,“ und tat einen Schritt vorwärts.

Der Doktor und König Frauenlob folgten ihm. Die Unfähigkeit, gegen diesen Schmerz Trost zu wissen, drückte auf sie und sie waren froh, daß niemand ein Wort an sie richtete.

Vom Glanz der Sterne am Himmel gingen Strahlen und Pfeile aus, schossen den einsamen Nachtwandlern in den Rücken und in die Köpfe. Goldene Bogen strichen am Himmel über goldene Saiten, während sich die Männer vor dem Hause des Malers still verabschiedeten. Oben brannten matte Lichter hinter verhängten Fenstern. Der Schatten von traurigen Menschen huschte hin und her. Die Türe fiel krächzend ins Schloß. Auch die drei andern verschwanden jeder allein in einer dunklen Gasse.

Vor seinem Hause blieb der Doktor stehen. Die dichten Parkbäume deckten das Sternenheerlager über ihm bis auf wenige Lichter. Noch einmal glitt der Tag an ihm vorüber. Er fühlte, daß er über ihm stand, dennoch tat ihm die Erkenntnis dieses Tages weh. Er seufzte: „So enden unsere Feste!“

It ein seltsam Träumen.

Ist ein seltsam Träumen
In der Frühlingsnacht.
Gluten sind entfacht,
Und aus kahlen Bäumen
Leuchtet ihre Pracht.

Tief mir im Gemüte
Sagt die Liebe leis:
Pflege mich mit Fleiß,
Und die schönste Blüte
Wächst am spröden Reis.

Sieh', wie alles Leben
Machtvoll zu mir drängt,
Mir am Herzen hängt
Und in seligem Geben
Holder mich empfängt.

Und in bunten Reihen
fängt ein Blühen an.
Herz, das sich besann,
Laß auch du dich weihen,
Löse deinen Bann.

Heb' dein scheues Wollen
Über Traum und Trug —
Liebes Herz, sei Flug —
In den blumenvollen,
Frohen Frühlingsflug.

Maja Matthey.

Ein Frauenleben im Dienste der Barmherzigkeit.

Von M. Th.

(Schluß.)

Von der englischen Regierung war ihr zur Heimkehr ein britisches Kriegsschiff angeboten worden. Florence schlug das Anerbieten aus, sie wollte, still, unauffällig, wie sie die Heimat verlassen hatte, auch wieder in dieselbe zurückkehren. Auf einem französischen Schiff segelte sie nach Marseille, hielt sich in Paris bei ihren alten Freunden, den Schwestern